

ANTHONY MARRA

LETZTES LIED
EINER
VERGANGENEN
WELT

STORIES SUHRKAMP

SV

ANTHONY MARRA
LETZTES LIED
EINER
VERGANGENEN
WELT

STORIES

Aus dem amerikanischen Englisch von
Stefanie Jacobs und Ulrich Blumenbach

S U H R K A M P

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
The Tsar of Love and Techno bei Hogarth,
an imprint of the Crown Publishing Group,
a division of Random House LLC,
a Penguin Random House Company, New York.

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2016

© Anthony Marra 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42534-3

LETZTES LIED
EINER
VERGANGENEN
WELT



Für Janet, Lindsay und Rachel

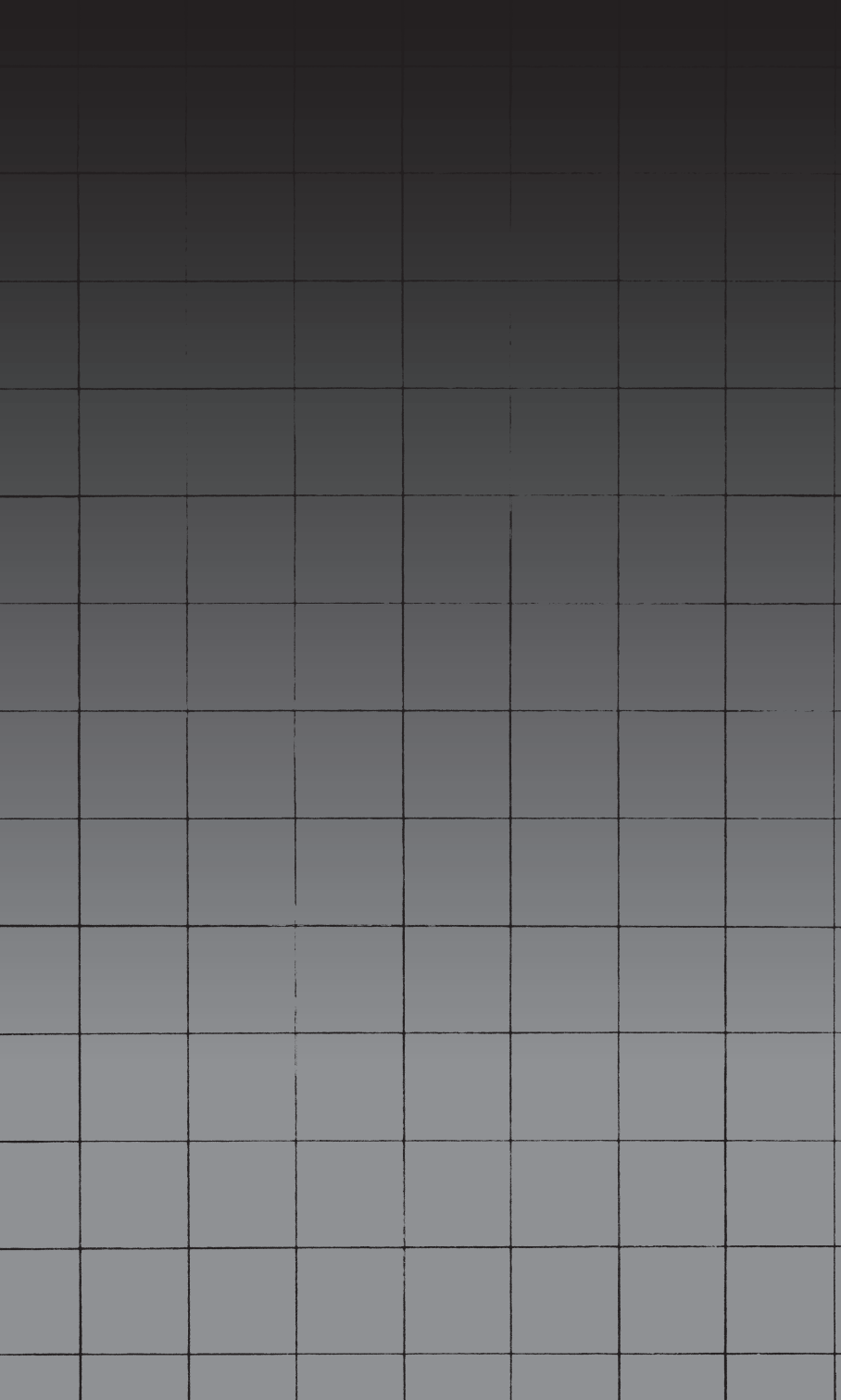
Das ist ein Nebenwerk.

Pjotr Sacharow-Tschetschenez
über sein Gemälde von 1843,
Leere Wiese am Nachmittag

Inhalt

Seite A	Der Leopard <i>Leningrad, 1937</i>	15
	Enkelinnen <i>Kirowsk, 1937-2013</i>	65
	Das Fremdenverkehrsamt von Grosny <i>Grosny, 2003</i>	95
	Ein Gefangener im Kaukasus <i>Tschetschenisches Hochland, 2000</i>	123
Pause	Der Zar von Liebe und Techno <i>Sankt Petersburg 2010; Kirowsk, 1990er</i>	159
Seite B	Der Wolf des Weißen Waldes <i>Kirowsk, 1999</i>	233
	Der Palast des Volkes <i>Sankt Petersburg, 2001</i>	267
	Die Wechselausstellung <i>Sankt Petersburg, 2011-2013</i>	303
	Das Ende <i>Im Weltall, Jahr unbekannt</i>	329
	<i>Danksagungen</i>	341

SEITE A



Der Leopard

Leningrad, 1937

Ich bin in erster Linie Künstler, in zweiter Zensor.

Daran musste ich mich vor zwei Jahren erinnern, als ich die Stufen zum dritten Stock eines Wohnblocks hoch stapfte, in dem meine verwitwete Schwägerin und ihr vierjähriger Sohn damals lebten. Sie öffnete mir und runzelte überrascht die Stirn. Sie hatte mich nicht erwartet. Wir waren uns nie begegnet.

»Ich heiÙe Roman Osipowitsch Markin«, sagte ich. »Ich bin der Bruder Ihres Mannes.«

Sie nickte, fuhr mit der Hand über die Falten ihres verschlissenen grauen Rocks und trat einen Schritt beiseite, um mich einzulassen. Falls es sie beunruhigte, dass ich Waska erwähnt hatte, ließ sie sich nichts anmerken. Sie trug eine helle Bluse mit kastanienbraunen Knöpfen. Kammlinien, wie von einem Kohlestift gezeichnet, furchten ihre feuchten schwarzen Haare.

In der Mitte des Diwans saÙ zusammengesunken ein Junge. Mein Neffe, nahm ich an. Ich hoffte um seinetwillen, dass er nach seiner Mutter kam.

»Ich weiß nicht, was mein Bruder Ihnen erzählt hat«, setzte ich an, »aber ich arbeite jedenfalls im Ministerium für Parteitagitation und Propaganda. Sind Sie mit unserem Tun vertraut?«

»Nein«, sagte der Junge. Das arme Kind hatte die Stirn seines Vaters geerbt. Seine Zukunft lag unter einem Hut.

An seine Mutter: »Ihr Mann hat nie über mich gesprochen?«

»Er hat einen Bruder erwähnt, der in Pawlowsk eine Art

Dorftrottel war«, sagte sie jetzt etwas lebendiger. »Er hat nicht erwähnt, dass Sie zur Glatze neigen.«

»Nicht so schlimm, wie es aussieht.«

»Könnten Sie dann wohl zum Anlass Ihres Besuchs kommen?«

»Ich sehe tagtäglich Fotos von Verrätern, Umstürzern, Saboteuren, Konterrevolutionären und Volksfeinden. In den vergangenen zehn Jahren täglich eine bestimmte Anzahl. In den vergangenen Monaten ist diese Zahl gestiegen. Früher habe ich jeden Monat eine dünne Mappe bekommen. Jetzt bekomme ich jeden Tag eine. Bald wird es ein Karton sein. Dann mehrere.«

»Sie dürften kaum hergekommen sein, um mir den Zustand Ihres Arbeitsplatzes zu beschreiben.«

»Ich bin hier, weil ich meinem Bruder einen letzten Dienst erweisen möchte«, sagte ich.

»Und der wäre?«, fragte sie.

Ich nahm innerlich Haltung an. Meine Hände wurden zu groß für die Hosentaschen. Es laut auszusprechen war furchtbar. »Ich möchte sichergehen, dass sein Schicksal nicht in der Familie weitergegeben wird.«

Auf meine Bitte hin suchte sie alle Fotos von Waska zusammen. Insgesamt neun. Ihr Hochzeitstag. Eine Landpartie. Eine Aufnahme von dem Tag, an dem sie nach Leningrad gezogen waren; gleich als Erstes waren sie zum Fotografen gegangen. Ein Bild von Waska als Junge. Sie setzte sich auf den Diwan und zeigte jedes einzelne Foto ein letztes Mal ihrem Jungen, bevor sie sie ins Schlafzimmer brachte.

Sie breitete sie auf dem Tisch aus. Das Schlafzimmer bestand aus kaum mehr als kahlem Boden. Das Bett war immer noch breit genug für drei, die Decke war sauber über einen Haufen weicher Kissen gebreitet. Jetzt konnte sie hier nur noch neben ihrem Sohn schlafen.

Ich schob ihr eine Münze über den Tisch, einen Rubel, Hammer und Sichel nach oben.

»Was soll ich damit?«

Ich deutete auf die Fotos. »Sie wissen, was Sie zu tun haben.«

Sie schüttelte den Kopf und wischte die Münze mit dem Unterarm zu Boden. Eine kleine Galaxie Staubflocken stieg in eine Umlaufbahn auf.

Liebte sie meinen Bruder etwa immer noch? Kaum zu glauben. Er war von einem unabhängigen und gerechten Gericht für seinen religiösen Fanatismus verurteilt worden. Er hatte die einzige gerechte Strafe empfangen, die es für einen Irren wie ihn gab, der andere mit der Wahnvorstellung vergiftete, der Himmel erwarte uns. Das Paradies kann es nur auf Erden geben und nur, wenn wir es uns selbst schaffen. Man konnte die Frau für ihre blinde Ergebenheit einem Mann gegenüber, der der Liebe nicht würdig gewesen war, nur bedauern. Sie war wirklich nicht zu beneiden.

Sie bedeckte die Fotos mit den Handflächen und stellte die Ellbogen aus, um sie mit ihrem gesamten Oberkörper zu beschützen, wie ein verhungertes Lebewesen, das seinen letzten Bissen verteidigt, und es ist wohl wahr: Der Bauch ist nicht das einzige lebenswichtige Organ, das Hunger kennt.

»Gehen Sie«, sagte sie mit rauher Stimme und starrte auf ihre Handrücken. »Lassen Sie uns in Ruhe.«

Ich hätte mich umdrehen, aus dem Zimmer gehen und die ganze Angelegenheit hinter mir lassen können. Ich hatte längst mehr getan als nötig. Aber irgendetwas ließ mich stehen bleiben wie angewurzelt. Auch wenn die Vorstellung von so etwas wie Familie so schnell Vergangenheit wurde wie Pferde und Kutschen und ich weder eine Frau noch ein Kind hatte, wünschte ich mir doch, dass ein Blutsverwandter das Paradies erleben würde, in dessen Verwirklichung wir aufgingen. Der kleine Bursche da draußen auf dem Diwan sollte heranwachsen und aktiv an der Erbauung des Kommunismus mitwirken, und als fetter und glücklicher alter Mann sollte er irgendwann auf sein Leben zurückschauen und wissen, dass

die vollkommene Gesellschaft, in der er lebte, das Schicksal seines Vaters rechtfertigte, und seinem Onkel, dem er an einem kalten Wintermorgen vor einer Ewigkeit kurz begegnet war, sollte er dankbar sein für die Lektion, die er ihm erteilt hatte.

Das ist albern. Ich weiß.

Ich packte sie am Handgelenk und drückte ihr die Münze zwischen die Finger.

»Ich möchte Ihnen nicht weh tun«, sagte ich. »Ich möchte dafür sorgen, dass niemand Ihnen weh tut. Ihr Mann war ein Volksfeind. Was glauben Sie wohl, was passiert, wenn das NKWD Ihre Wohnung durchsucht und diese Fotos hier findet? Muss ich Ihnen das wirklich ausbuchstabieren?«

Welche Empfindungen auch immer sie mit den Fotos auf dem Tisch verband – alles in ihr sträubte sich dagegen, sie zu zerkratzen, aber als ich die Münze losließ, hielt sie sie fest. Man hätte damit eine Fleischpastete, ein Skizzenbuch, Konfekt oder ein Stück Seife kaufen können; drückte man jemandem eine Münze in die Hand, konnte sie den Tag versüßen, aber Münzen haben nun mal keine Wahl, welchem Zweck sie dienen.

»Warum machen Sie das nicht? Sie sind der Künstler. Das ist Ihre Aufgabe.«

Ich sah auf die Uhr. »Mein Arbeitstag fängt erst in einer Stunde an.«

Als ich das zaghafte Kratzen der Münze auf dem Fotopapier hörte, wandte ich mich ab. Der Junge saß im Wohnzimmer und musterte still die dünnen Linien in seiner Handfläche.

Er sah seinem Vater geradezu gespenstisch ähnlich. Eine Nase, in die er noch nicht hineingewachsen war, eine verstrubbelte schwarze Mähne, ein kleines Kirschmündchen. Ich muss acht gewesen sein, als Waska in seinem Alter war. Im Sommer durchstreiften wir Wälder und Felder, und nachts klopfen wir uns verschlüsselte Botschaften an die Wand zwischen unseren Zimmern; wir hatten jeder ein eigenes Zim-

mer. Er saß mir bei allen möglichen Lichtverhältnissen und zu allen Jahreszeiten Modell, und ich skizzierte sein Porträt, hielt seine Miene mit Zeichenkohle auf Papier fest. Ohne Waska wäre ich nie Künstler geworden. Ich ging auf seinem Gesicht in die Lehre.

»Kannst du schon sprechen?«, fragte ich.

Er nickte.

»Du übst dich wohl in Bescheidenheit. Wie heißt du denn?«

»Wladimir.«

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter, und er zuckte zusammen, überrascht von der unerwarteten Geste der Zuneigung. Er trug einen Vornamen Lenins – ein gutes Zeichen.

»Ich möchte wissen, ob du etwas für mich tun kannst«, sagte ich. »Möchtest du es versuchen?«

Er nickte.

»Schau mir in die Augen«, wies ich ihn an und ließ meine Finger an seinem Ohr vorbeischießen. »Wie viele Finger halte ich hoch?«

Er hielt vier Finger hoch.

»Sehr gut. Du hast scharfe Augen. Vielleicht wirst du eines Tages Scharfschütze oder Wachposten. Ich möchte dir die Geschichte vom Zar und dem Gemälde erzählen. Hast du die schon mal gehört?«

Das kratzende Geräusch im Schlafzimmer hätte auch der Wind sein können, der durchs Laub fächelte; wir hätten weit weg sein können, bei einer Datscha, auf einem Feld, die Sonne brannte in Armesweite über unseren Köpfen.

»Nein? Das hab ich mir gedacht«, sagte ich. »Sie beginnt mit einem jungen Mann, der einen bösen Zar stürzt. Der junge Mann wird der neue Zar. Er verspricht seinen Untertanen, dass sich all ihre Sorgen in Luft auflösen werden, wenn sie sich seiner Herrschaft fügen. ›Wie wird das neue Königreich aussehen?‹, fragen seine Untertanen. Der Zar denkt darüber nach und gibt bei seinen Hofmalern ein Bild des neuen Königreichs in Auftrag.